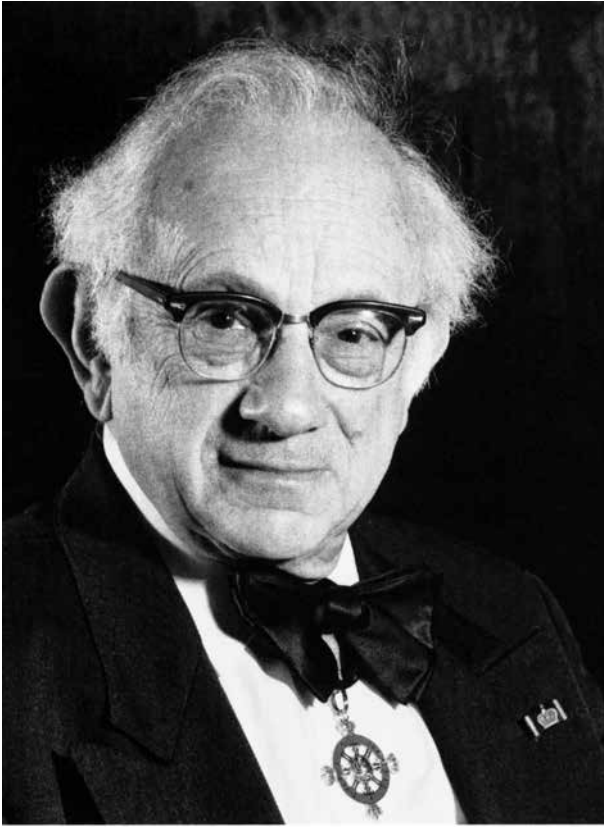


GEDENKWORTE

FRITZ STERN

2. FEBRUAR 1926 – 18. MAI 2016



F. Steen

Gedenkworte für

FRITZ STERN

von

James J. Sheehan

»Du wirst dich Allem, was du liebst, entwinden, / Und wirst, wenn dies dir bitteren Schmerz verweckt, / Darin den ersten Pfeil des Banns empfinden.« Mit diesen Worten beginnt Dante seine berühmte Schilderung der Schmerzen des Exils im 17. Gesang des Paradiso. Für die Familie Stern – Dr. Rudolf Stern, seine Frau Käthe und ihre zwei Kinder Toni und Fritz – begannen die Schmerzen des Exils im September 1938, als sie mit einiger Verspätung und nach langem Zögern beschlossen, daß es in Hitlers Deutschland keinen Platz für sie gab. Man kann sich leicht vorstellen, mit welchem gemischten Gefühlen sie Breslau verließen, die Stadt, in der sie zufrieden und erfolgreich gelebt hatten: Erleichterung und Sorge, Erwartung und Bedauern, Hoffnung und Beklemmung. Fritz Stern beginnt seine Erinnerungen »Fünf Deutschland und ein Leben« mit einer bewegenden Schilderung seiner Rückkehr nach Breslau (heute Wrocław) vierzig Jahre später. Er etablierte so das Leitmotiv von Exil und Heimkehr, Verlust und Rückgewinnung, Zerstörung und Erneuerung, das nicht nur dieses Buch prägte, sondern große Teile seines Lebens und Werkes.

Fritz Stern wählte für eine seiner Sammlungen von Essays den Titel

»Zu Hause in der Ferne« – eine passende Stimmung für jemanden, der tatsächlich an vielen weit entfernten Orten zu Hause war, besonders in Sils-Maria, wohin er immer wieder zurückkehrte, aber auch in Deutschland und in den Niederlanden. Doch er hatte auch ein echtes Zuhause und das war natürlich New York, wo die Familie Stern nach der Flucht aus Breslau sesshaft wurde und wo er 78 Jahre später verstarb.

Ein paar Monate nach seiner Ankunft in New York fühlte der blutjunge Fritz sich bereits so wohl in seiner neuen Heimat, daß er im April 1939 einen Brief an den Bürgermeister der Stadt, Fiorello LaGuardia, schrieb. In etwas ungelenkem, aber absolut korrektem Englisch drängte er LaGuardia darin, sich nicht aus dem öffentlichen Leben zurückzuziehen. Dies ist ein wertvoller Hinweis auf Fritz' politisches Engagement, sein fundiertes Urteilsvermögen und sein bemerkenswertes Selbstvertrauen. Abgesehen von einer kurzen Lehrtätigkeit an der Cornell und seinen vielen Reisen nach Europa war New York Sterns Zuhause. Und dies meinte in allererster Linie die Columbia University, mit der seine akademische Karriere und sein Privatleben so überaus eng verbunden waren – von seiner Immatrikulation als freshman 1943 bis ins Jahr 1997, als er als University Professor in den Ruhestand ging. Ganz in der Nähe des Campus lag Sterns Apartment in der Claremont Avenue; angefüllt mit Büchern und jenen feinen Möbelstücken, die die Familie aus Breslau retten konnte. Ich denke, dies war der Ort, an dem sich Fritz am wohlsten fühlte, denn hier waren die verschiedenen Facetten seines Lebens im Einklang. Die Ferne in dem Zuhause.

Nachdem er kurz erwogen hatte, seinem Vater in die Medizin zu folgen, entschied sich Fritz zu einem Studium der Geschichte. Dies mag zu einem Teil an den inspirierenden Professoren gelegen haben, die er an der Columbia traf. Doch die Entscheidung entsprang vor allem seiner Überzeugung, daß die Geschichte, und hier besonders die deutsche Geschichte, die Ursprünge jenes mörderischen Regimes offenlegen könne, vor dem seiner Familie die Flucht gelungen war – anders als so vielen anderen. Dies war, was er die »brennende Frage« nannte, »deren Beantwortung mich während meiner gesam-

ten akademischen Tätigkeit umtrieb: Warum und auf welche Weise ist das universelle Potential zum Bösen in Deutschland Wirklichkeit geworden«.

Sterns Antwort auf diese Frage veränderte sich im Laufe seiner langen Karriere, doch die Frage selbst zieht sich wie ein roter Faden durch sein gesamtes Schaffen, von seinem ersten Buch »Kulturpessimismus als politische Gefahr«, das 1961 erschien, bis zu seiner letzten Aufsatzsammlung, die 2015 veröffentlicht wurde.

Dementsprechend schrieb Stern in seinen Erinnerungen: »Die deutsche Vergangenheit sollte mein Leben in der amerikanischen Gegenwart prägen, nicht nur in Lehre und Forschung, sondern auch in dem Sinne, daß sie meine Aufgaben als ›Bürger des Landes und als Mitglied der Universität mitbestimmte«.«

»Der Historiker muß zwei Herren dienen, der Vergangenheit und der Gegenwart.« Dieser Satz steht in der Einleitung zu seinem ersten Buch, »Geschichte und Geschichtsschreibung (The Varieties of History)«, einem Sammelband, in dem Historiker über Geschichte schreiben und der nur drei Jahre nach Sterns Promotion erschien. Da war er gerade einmal 30 Jahre alt. Das Buch ist ein absolut bemerkenswertes Debüt, das immer noch neu aufgelegt wird und eine bis heute unübertroffene Einführung in die Errungenschaften des Faches bietet sowie die Herausforderungen, mit denen sich Geschichtswissenschaft konfrontiert sieht. Sowohl die Aufsätze des Sammelbands als auch Sterns Einleitung geben einen guten Eindruck von Sterns Temperament als Historiker und Intellektueller, das schon am Anfang seiner langen und beeindruckenden Laufbahn voll entwickelt war. Dies sind die abschließenden Zeilen jener Einleitung: »Bei der Beschäftigung des Historikers mit Menschen und ihren Werken wird er abwechselnd Stolz und Freude, Schrecken und Sorge darüber empfinden, wie verschiedenartig, komplex und unvorhersehbar, wie elend und herrlich das menschliche Leben ist.«

Des Elends und der Herrlichkeit habhaft zu werden gelang Fritz Stern am besten in dem, was man den biographischen Modus nennen könnte. Dabei teilte er nicht so sehr Thomas Carlyles Überzeugung,

daß Geschichte die Geschichte großer Männer sei. Er war vielmehr davon überzeugt, daß sich historische Kräfte und Umstände am besten im Leben von Individuen zeige, die gleichzeitig ihre geschichtliche Umwelt zu formen versuchten und von ihr geformt wurden. So schrieb er: »Das Menschliche, das immer individuell ist, mit historischem Wissen zu verbinden, ist stets eine Herausforderung.«

Sterns Auswahl an historischen Figuren ist bemerkenswert. Er forschte zu Staatsmännern wie Bismarck und Bethmann Hollweg ebenso wie zu einflußreichen Intellektuellen wie Burckhardt und Nietzsche. Besonders ragen jedoch drei Personengruppen heraus: zum einen deutsche Juden wie Bleichröder und Rathenau, die nach Umgang mit dem Assimilationsdruck und den Anfeindungen suchten, die das komplizierte Verhältnis von Deutschen und Juden charakterisierte; und zum anderen Exilierte wie Heine und Einstein, mit denen sich Stern aus offensichtlichen Gründen besonders verbunden fühlte. Die dritte Personengruppe waren Mitglieder des deutschen Widerstands; zuletzt befaßte Stern sich mit Dietrich Bonhoeffer und Hans von Dohnanyi, über die er zusammen mit Elisabeth Sifton 2013 eine wunderbare Doppelbiographie schrieb. Diese außergewöhnlichen Männer bedeuteten Stern nicht nur deshalb viel, weil sie kleine Lichtpunkte in der dunklen deutschen Vergangenheit waren, sondern auch, weil sie einen Hoffnungsschimmer für die Zukunft versprachen – das Versprechen, daß die Deutschen das haben könnten, was Stern einmal »eine zweite deutsche Chance« nannte; eine zweite Chance, die »verspielte Größe« ihrer Nation wiederzuerlangen.

Viele, die über Fritz Sterns Tod geschrieben haben, konstatierten, daß mit ihm eine Ära zu Ende gehe. Und tatsächlich gehörte er zu denen letzten Überlebenden einer wichtigen Generation von öffentlichen Intellektuellen, die die Nachkriegswelt prägten. Doch wir sollten nicht zu sehr über Schlußpunkte und Vergangenes sprechen, wenn wir Fritz Sterns gedenken. Auch wenn er als Wissenschaftler um ein Verständnis der Geschichte rang, war er wie alle großen Historiker gleichzeitig offen für die Gegenwart. Er war, was Raymond Aron einen »engagierten Beobachter« nannte, Teil einer bedeuten-

den Traditionslinie, die der Historiker Gangolf Hübinger kürzlich von Max Weber bis zu Sterns lebenslangem Freund und Kollegen Ralf Dahrendorf gezogen hat. Fritz Stern war ein Erforscher der Vergangenheit aber er war immer auch ein Bürger seiner Zeit. Doch vor allem war er jemand, der an die Möglichkeiten der Zukunft glaubte. Er verlor nie die Fähigkeit, auf eine bessere Welt zu hoffen, eine Welt, in der die Werte von Freiheit und menschlicher Würde gedeihen würden. Fritz Stern hat uns als Ehemann, Vater, Freund, Wissenschaftler, Lehrer und Kollege viele Geschenke hinterlassen. Und unter ihnen ist es vielleicht diese Fähigkeit zur Hoffnung, für die wir am dankbarsten sein sollten. Denn diese brauchen wir am nötigsten.